

Strukturgebundenes Erleben

Als eine „Räuber*in“ des unmittelbar gegenwärtigen Erlebens erlaube ich mir die eigene Strukturgebundenheit zu bezeichnen: Im PZA sprechen wir davon, dass es Erlebensformen gibt, die einerseits immer dieselben Muster aufweisen, andererseits sich nicht im Hier und jetzt aktualisieren. Sie nehmen also am sich fortsetzenden experiencing nicht teil. Süchte und Zwänge sind dafür auf der Hand liegende Beispiele, genauso aber auch Gewohnheiten oder gleichförmige Reaktionsweisen auf andere – besonders auf Bezugsperson bzw. nahestehenden Menschen. Als „experiencing structure bound in its manner“ bezeichnete Gendlin (1964) solch Stil des Erlebens, der keine implizite Wirksamkeit hat. Wiltschko meint ergänzend dazu, dass diese Erlebensform wie ein „eingefrorenes Ganzes“ („frozen whole“) sei, dass seine Eigenstruktur nicht aufgeben werde und nicht in Austausch mit momentanen Vorkommnissen oder Erleben trete. Daher könne es durch gegenwärtiges Geschehen auch nicht modifiziert werden und wiederhole sich in Ähnlichkeiten nur (vgl. Wiltschko J., 2002).

Renn schreibt dazu, Strukturgebundenheit sei nicht nur ein innerpsychisches Phänomen. Jede Art von starrer und verfestigter Organisation (wie z.B. eine Familie bzw. ein familiäres System) wirke auf die gleiche Weise. Diese „äußere“ Strukturgebundenheit werde „innerlich“ erlebt und wirke sich unmittelbar auf Erlebens- und Veränderungsprozesse aus. Aus der Perspektive der Phänomenologie sei die Wirkung der äußeren Realität und der inneren Realität für das Erleben nicht unterscheidbar (vgl. Renn K., 1999). Renn verweist hier eindeutig auf die grundlegend phänomenologisch fehlende Differenzierung von Außen – und Innenwahrnehmung.

Für die Therapeutenperson besteht somit immer wieder die Notwendigkeit der inneren achtsamen Differenzierung zwischen eigenem experiencing und strukturgebundenem Erleben im Kontakt mit der Klientenperson, um seine im „als ob“-einfühlende Haltung bewahren zu können und nicht in das „frozen whole“-Erleben der prozessstagnierenden Identifikation zu fallen.



Begegnung – Kontakt – responding

Durch die Gegenwart bzw. dem in-Kontakt-sein mit einer anderen Person (im Sinne einer Ich-Du Beziehung Bubers) verändert sich der individuelle Lebensstil. Der/Die Therapeut*in kann mittels „responding“ intervenieren aufgrund dessen, was der/die Klient*in auslöst - ein interagierendes Experiencing tritt auf. Wiltschko behauptet abschließend dazu, dass „der Therapeut sich auf die impliziten Bedeutungen seines Erlebens unmittelbar beziehen muss können“, um adäquat, im Sinne eines Verstehens gegenüber dem impliziten Erleben seines Gegenübers, einem „responding“ fähig zu sein. Er betont dann erneut eine Achtsamkeit und Präsenz gegenüber dem inneren Wahrnehmungsraum indem er sagt: „Insofern das Erleben des Therapeuten selbst strukturgebunden ist, kann er weder verstehen noch antworten“ – denn bei strukturgebundenem (rigid, unbewusstem) Erleben brauche es Antworten eines Gegenübers, um den Interaktionsprozess mit implizitem Erleben wiederherstellen zu können (vgl. Stumm, Wiltschko, Keil 2003, S.99-101). Weiteres zu „responding“ bzw. dem Response später im Kapitel „Resonanzen als Mittel für Therapeutische Intervention“.

Klar ist aber hier wiederum, dass eine Notwendigkeit einer Art therapeutischen Präsenz besteht, um sowohl mit dem eigenen inneren Erleben als Therapeutenperson, wie auch achtsam begleitend mit dem Erleben der Klientenperson in Kontakt zu sein. Im personzentrierten Kontext versteht man eine „Störung“ ja als etwas „in Entfaltung stagniertes“ den jeweiligen Organismus und/oder das jeweilige Selbst betreffend. Der Mensch wird im PZA als Individuum wahrgenommen, störungsspezifisches Verstehen als dynamisch an Persönlichkeit und Bezugsrahmen der Person gekoppelt betrachtet. Die Störung und subjektives Leiden als solches, wird als Folge einer bestimmten Inkongruenzkonstellation und damit auch als ein Aspekt einer Persönlichkeitsstruktur meines Gegenübers gesehen (vgl. Stumm, Wiltschko, Keil, 2003, S.293).

Die Wortwahl *meines Gegenübers* ist mir wichtig, zu betonen. Wenn wir von Veränderung sprechen, ist diese stets nicht nur begrenzt auf das innere Erleben der Klientenperson wahrnehmbar, sondern auch im interpersonellen (zB.: „was es mit mir



macht, wenn du so bist, es dir so ergeht“) und räumlichen (zB.: „hier im Raum fühle ich mich wohl und sicher“). Experiencing löst also etwas „in Entfaltung stagniertes“ bzw. stößt es an, sich zu verändern – in einem selbst – als auch intersubjektiv, innerhalb einer Beziehung mit einer vertrauten Person.

Stumm beschreibt dazu, dass der Mensch über den Körper (und Atmung) mit der Welt verbunden sei. In allen Lebensprozessen seien Umwelt und Lebewesen untrennbar in Beziehung. In-der-Welt-Sein bedeute, dass das „Subjekt“ sich nicht von äußeren „Objekten“ abtrennen ließe. Erfahrung sei im Sinne von „Intentionalität“ immer auf etwas gerichtet (vgl. Gendlin, 1966, S. 80f). Zugleich sei unser „Dasein“ stets auch ein „Mit-Sein“ auf einer organismischen Basis, wobei Leben als der autonome Prozess zwischen Lebewesen und Umwelt begreifbar werde (vgl. Stumm in Petzold, 2015, S. 571f).

